

EVA VÖLLER

Die  
Dorfschul-  
lehrerin



ROMAN

*Was  
das Schicksal  
will*



**SPIEGEL  
Bestseller**

Jetzt als Taschenbuch

Lübbe

# Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Teil 1

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Teil 2

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Teil 3

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Teil 4

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Epilog

Nachwort

## Über dieses Buch

### **Band 2** der Reihe »Die Dorfschullehrerin«

1964: Als Helene das Angebot erhält, an die Schule in Kirchdorf zurückzukehren, geht sie nur zögernd darauf ein, denn sie befürchtet, dass ihre Gefühle für den Landarzt Tobias ihr Leben erneut durcheinanderwirbeln könnten. Doch nicht nur diesem Problem muss sie sich stellen. An der Schule warten ungeahnte Herausforderungen auf Helene, die ihren ganzen Einsatz erfordern. Ihre zwölfjährige Tochter Marie zeigt sich zunehmend dickköpfig, und ihre Freundin Isabella hat eine Beziehung zu einem schwarzen GI, den die Dorfbewohner mit Argwohn betrachten. Die nahe Zonengrenze sorgt für zusätzlichen Zündstoff in dem kleinen Ort. Und dann wird Helene völlig unerwartet von den Schrecken aus ihrer Vergangenheit eingeholt. Plötzlich scheint alles auf dem Spiel zu stehen, was sie liebt ...

## Über die Autorin

Eva Völler hat sich schon als Kind gern Geschichten ausgedacht. Trotzdem verdiente sie zunächst als Richterin und Rechtsanwältin ihre Brötchen, bevor sie die Juristerei endgültig an den Nagel hängte. »Vom Bücherschreiben kriegt man einfach bessere Laune als von Rechtsstreitigkeiten. Und man kann jedes Mal selbst bestimmen, wie es am Ende ausgeht.«

Die Autorin lebt mit ihren Kindern am Rande der Rhön in Hessen.

EVA VÖLLER

Die  
Dorfschul-  
lehrerin

*Was  
das Schicksal  
will*

ROMAN

Lübbe

Vollständige E-Book-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Originalausgabe

Copyright © 2022/2023 by Bastei Lübbe AG,  
Schanzenstraße 6 – 20, 51063 Köln

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining bleiben  
vorbehalten.

Textredaktion: Anna Hahn, Trier  
Umschlaggestaltung: Christin Wilhelm, [www.grafic4u.de](http://www.grafic4u.de)  
unter Verwendung von Illustrationen von © Elisabeth Ansley/arcangel; © Olga  
Sayuk/shutterstock; © Plasteed/shutterstock  
eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7517-1043-5

[luebbe.de](http://luebbe.de)  
[lesejury.de](http://lesejury.de)

*Für Kerstin*

# Teil 1



# KAPITEL 1

Helene stand auf dem Bahnsteig und hörte von ferne den nahenden Zug. Das Rattern der Räder wurde stetig lauter, gleich würde er einfahren. Sie hielt die Hand ihrer Tochter umklammert. Diesmal würden sie es schaffen! Niemand würde auftauchen und sie daran hindern, in diesen Zug zu steigen, der in die Freiheit fuhr. Hinüber in den Westen. Diesmal würde sie entkommen, zusammen mit Marie, und dann würden sie wohlbehalten ein paar Stationen weiter ihr Ziel erreichen. Sie würden am Bahnhof Zoo aussteigen, wo Jürgen, der sich ein paar Stunden vor ihnen auf den Weg gemacht hatte, bereits auf sie wartete.

Da, der Zug war schon in Sichtweite, in wenigen Sekunden würde er langsamer werden und anhalten. Helene ließ die Hand ihrer Tochter nicht los. Sie durfte Marie nicht aus den Augen lassen, unter gar keinen Umständen!

Und dann, als der Zug bereits abbremste und zum Stillstand kam, erschienen wie aus dem Nichts die beiden Männer auf der Bildfläche. Graue Mäntel, graue Hüte, graue, kalte Gesichter. Mit raschen Schritten hielten sie auf Helene und Marie zu.

Helene zog die Kleine an sich, legte ihr den Arm um die Schultern. Sie durfte ihr Kind auf keinen Fall loslassen!

»Sind Sie Helene Werner?« Die Worte klangen eiskalt.

Sie wollte lügen, einen falschen Namen nennen, irgendeinen. Oder wegrennen, mit Marie. Irgendwohin.

Aber es war zu spät. Der eine Mann holte die Handschellen hervor. Schon schnappten sie zu. Der andere Mann zerrte Marie von ihr weg, egal wie sehr Helene versuchte, das Kind festzuhalten.

»Mama, Mama!«, schrie die Kleine weinend.

»Lasst mich los!«, wollte Helene rufen, aber nur ein Stöhnen drang aus ihrem Mund. So wie immer, wenn der eine Mann Marie über den Bahnsteig von ihr fortbrachte, während sie selbst von dem anderen Mann in die entgegengesetzte Richtung geschubst und gezerzt wurde. So wie immer, ehe sie aufwachte und begriff, dass alles nur ein Traum gewesen war.

Ein Traum und gleichzeitig eine Erinnerung.

Helene schnappte nach Luft und starrte in die Dunkelheit des Schlafzimmers, während sie darauf wartete, dass ihr jagender Herzschlag sich beruhigte. Doch es dauerte lange. Die Gefühle aus dem Traum wollten nicht weichen. Das Grauen, die Angst, die Ungewissheit, die Hoffnungslosigkeit. Sie selbst im Stasiknast und Marie im Kinderheim.

In Gedanken sagte sie sich wieder und wieder, dass das alles vorbei war. Sie hatten es überlebt. Wenigstens sie und Marie.

Aber Jürgen nicht. Für ihn hatte es keinen Neuanfang gegeben, denn er war tot. Im Gefängnis der Staatssicherheit gestorben, angeblich an Herzversagen. In seiner unverbrüchlichen Loyalität hatte er den Fehler begangen, zu Frau und Kind in den Ostteil der Stadt zurückzukehren, getrieben von der Hoffnung, damit alles wieder zum Guten wenden zu können. Wie sehr er sich geirrt hatte!

Helene hatte hämmernde Kopfschmerzen, und der Nacken tat ihr ebenfalls weh. Diese Art von Albträumen setzte ihr jedes Mal auch körperlich stark zu, und in den letzten Monaten schienen sie deutlich häufiger vorzukommen als vorher. Genau genommen seit ... Nein,

sie wollte jetzt nicht an Tobias denken. Das machte alles nur noch schlimmer.

Mit kreisenden Bewegungen massierte sie ihre Schläfen und blickte auf die Leuchtanzeige ihres Weckers. Erst halb sechs. Eigentlich hätte sie noch eine Stunde liegen bleiben können, normalerweise stand sie unter der Woche nicht vor halb sieben auf. Doch sie wusste aus Erfahrung, dass sie nach diesem Traum sowieso nicht wieder einschlafen konnte, also entschied sie, das Beste daraus zu machen.

In Großtante Augustes altertümlichem, aber nobel ausgestatteten Badezimmer stieg sie in die klauenfüßige Wanne und duschte sich heiß ab, bevor sie vor dem dampfbeschlagenen Spiegel in frische Unterwäsche schlüpfte und die neue Strumpfhose überstreifte. Inzwischen trug sie zu Kleidern und Röcken nur noch solche Strumpfhosen. Im Vergleich zu den früher üblichen Strümpfen, die jedes Mal umständlich mit Strapsen an kneifenden Hüfthaltern befestigt werden mussten, waren die mittlerweile gängigeren Feinstrumpfhosen eindeutig ein Fortschritt. Und im Gegensatz zu früher musste sie sich auch nicht länger den Kopf darüber zerbrechen, ob sie sich diese modische Errungenschaft für immerhin stolze 2,95 DM überhaupt leisten konnte – von ihrem Gehalt gab sie sowieso nicht viel aus, denn Großtante Auguste weigerte sich beharrlich, einen Kostenbeitrag für Miete oder Essen anzunehmen, obwohl Helene immer wieder entsprechende Anläufe unternahm.

»Ihr seid doch meine Familie!«, wehrte Auguste solche Ansinnen regelmäßig ab. »Lass mir doch die Freude, für euch zu sorgen! Was soll ich denn sonst mit meinem Geld machen?«

Helene konnte nicht umhin, ihr zu glauben, denn ihre Großtante schien in ihrer Rolle als großzügige Mäzenin regelrecht aufzublühen. Davon abgesehen war die alte Dame tatsächlich recht wohlhabend. Die imposante Frankfurter Stadtvilla, in deren Erdgeschoss sie wohnten,

war Augustes Eigentum, und allein das Einkommen, das sie mit der Vermietung der beiden oberen Etagen erzielte, reichte für einen sorglosen Lebenswandel aus. Daneben verfügte sie über eine sehr solide Witwenversorgung – ihr Ehemann war Bankier gewesen. Seit seinem Tod vor vielen Jahren war beständig mehr Geld in die Kasse gespült worden, als sie ausgeben konnte, und so hatte sich über einen langen Zeitraum hinweg ein beträchtliches Vermögen angesammelt. Immer wieder ließ sie durchblicken, wie glücklich es sie mache, ihre Familie unterstützen zu können.

Die Familie – das waren nicht nur Helene und Marie, sondern auch Helenes Vater Reinhold und seine zweite Frau Christa sowie deren betagte Mutter Else. Alle miteinander waren sie nach ihrer Flucht im Oktober 1961 bei Auguste untergekrochen, Knall auf Fall und buchstäblich über Nacht, direkt nach ihrer spektakulären Flucht über die Zonengrenze. Doch schon wenige Monate später war Reinhold mit seiner Frau und seiner Schwiegermutter wieder ausgezogen. Er hatte mit Augustes finanzieller Unterstützung in der hessischen Rhön eine Tierarztpraxis eröffnet – in Kirchdorf, dem Ort, wo Helene über ein halbes Jahr darauf gewartet hatte, dass er Marie zu ihr in den Westen brachte. Er hatte es ihr versprochen. Und am Ende hatte er es geschafft ...

Helene verdrängte die bedrückenden Erinnerungen, weil sie dann unweigerlich auch wieder an Tobias denken musste – was sie nach Lage der Dinge lieber vermied.

Stattdessen schaute sie durch die Verbindungstür in das Zimmer ihrer Tochter. Blonde Locken ringelten sich über das zerknautschte Kopfkissen, sonst war nichts von Marie zu sehen. Das Mädchen hatte sich tief unter der Decke verkrochen und schlief noch fest.

Helene ging hinüber in die große Wohnküche, wo Großtante Auguste bereits Kaffee trank. Die alte Dame stand jeden Tag in aller Herrgottsfrühe auf. Makellos

frisiert und adrett gekleidet wie immer saß sie am Tisch und las die Tageszeitung.

Überrascht blickte sie über den Rand der *Frankfurter Allgemeinen*, als Helene hereinkam. »Nanu, so früh heute?« Ein mitfühlender Ausdruck trat auf ihre feinen, von vielen Fältchen durchzogenen Gesichtszüge. »Wieder schlecht geträumt?«

Helene nickte stumm und goss sich ebenfalls eine Tasse Kaffee ein. Auguste reichte ihr wortlos einen Teil der Zeitung, und eine Weile lasen sie in einträchtigem Schweigen, jede für sich. Helene informierte sich über die aktuelle Weltpolitik, und Auguste überflog die Lokalnachrichten sowie die Todesanzeigen. Die studierte sie jeden Tag besonders sorgfältig, denn es kam häufig vor, dass der eine oder andere Verblichene zu ihrem Bekanntenkreis gehörte und sie deshalb kondolieren musste.

»Oje«, entfuhr es ihr. »Der Joachim Wiesfeld ist gestorben. Da muss ich zur Beerdigung.«

»Mein Beileid«, sagte Helene automatisch.

»Ach wo, den konnte ich nie leiden. Aber seine Frau, das ist eine Nette, mit der hab ich früher im Kirchenchor gesungen.«

»Hm«, machte Helene zerstreut. Sie konnte sich der Lektüre der Zeitung nur oberflächlich widmen, in Gedanken war sie woanders.

Großtante Auguste hatte schon immer ein feines Gespür für Helenes Befindlichkeiten gehabt. »Dir geht es gerade nicht so gut, oder? Du musst nicht drüber reden, wenn du nicht willst. Aber falls ich dir irgendwie helfen kann ...« Teilnahmsvoll hielt sie inne. »Jeder Liebeskummer geht einmal vorbei, mein Kind. Das kann ich dir versprechen.«

Helene lächelte gequält. Wie so oft hatte Auguste einen Nerv getroffen. Ja, der Schmerz über die zerbrochene Beziehung saß immer noch tief, und manchmal, wenn Helene allein war, fing sie aus heiterem Himmel an zu

weinen, weil sie Tobias so sehr vermisste. Wie hatte es nur so zwischen ihnen enden können?

Dabei hatten sie nicht mal richtig Schluss gemacht. Von einer Auszeit war die Rede gewesen, ganz modern, das klang nicht so endgültig, sondern höchstens nach einer Pause. Doch das war jetzt schon drei Monate her, und die Funkstille, die seitdem herrschte, machte ihr schwer zu schaffen. Er hatte sich nicht mehr gemeldet. Und sie sich auch nicht, denn das hätte sie zwangsläufig als Bittstellerin erscheinen lassen und so ausgesehen, als wollte sie sich seinen Vorstellungen fügen.

Ein paarmal hatte sie mit der Hand am Telefon dagesessen, aber sie hatte sich nicht überwinden können, die Wählscheibe zu drehen. Schließlich hatte sie auch ihren Stolz.

Dann wieder sagte sie sich trotzig, dass es seine Schuld war, weil er zu viel von ihr erwartet hatte. So, wie er es sich mit ihnen beiden erträumt hatte, konnte es nun mal nicht funktionieren. Seine Wünsche ließen sich mit ihren nicht in Einklang bringen. In der Mathematik nannte man das Inkongruenz.

Trotzdem wäre es vielleicht irgendwie gut gegangen, mit ihnen allen, wenn sich jeder nur ein bisschen mehr Mühe gegeben hätte ...

Großtante Auguste riss Helene aus ihren Gedanken. »Ich kümmerge mich mal um das Frühstück.« Die alte Dame stand vom Tisch auf und begab sich zur Anrichte, wo bereits die Zutaten für ein opulentes Frühstück bereitstanden. Sie ließ es sich nicht nehmen, Helene und Marie schon morgens alle möglichen Köstlichkeiten vorzusetzen, angefangen von frischen Brötchen und feinsten Konfitüre über auserlesenen Aufschnitt bis hin zu frisch gepresstem Orangensaft. Für das Mittagessen, das meist ebenso reichhaltig ausfiel, sorgte regelmäßig Augustes altgediente Zugehfrau Adele, die eine fabelhafte

Köchin war und obendrein die leckersten Torten zaubern konnte.

Als Helene damals nach ihrer Flucht bei Auguste Unterschlupf gefunden hatte, war sie sich nach den schrecklichen Monaten im Stasigefängnis vorgekommen wie im Schlaraffenland, und manchmal fühlte sie sich in der weitläufigen, vornehm eingerichteten Villenwohnung ihrer Großtante immer noch wie auf einem fremden Planeten. Eigentlich war das hier nicht ihre Welt, sie war in schlichten, bodenständigen Verhältnissen aufgewachsen, in einem kleinen alten Haus in einem thüringischen Städtchen, das nun auf dem Gebiet der DDR lag, direkt hinter der Zonengrenze. Auch später in Ostberlin war ihr Leben von Genügsamkeit geprägt gewesen. Keiner hatte da große Sprünge machen können, und abgesehen davon gab es viele Dinge einfach nicht. Während die Leute im Westen Ende der Fünfzigerjahre schon wieder alles Mögliche einkaufen konnten, hatte man in der DDR selbst für den alltäglichen Bedarf häufig vor den Läden anstehen müssen, und gewisse Luxusartikel suchte man dort auch heute im Jahr 1964 immer noch vergebens. Die Menschen in Westdeutschland schickten weiterhin Päckchen mit Bohnenkaffee, Kakao und Schokolade an ihre Verwandten und Bekannten in die Ostzone, und ein Ende dieser Verhältnisse war nicht in Sicht.

Helene sah auf ihre Armbanduhr - höchste Zeit, Marie zu wecken. Sie legte die Tageszeitung zur Seite und ging hinüber in das Zimmer ihrer Tochter. Dort schob sie zuerst die Vorhänge zur Seite und schaltete anschließend das Radio an, denn sie wusste, dass Musik bei Marie zuverlässig als Muntermacher wirkte. Im Moment war ein Song von den Beatles zu hören, eine englische Popgruppe, die gerade weltweit Furore machte. Die vier Sänger mit den pilzförmigen Haarschnitten waren Maries erklärte Lieblingsmusiker, sie konnte alle Lieder auswendig miträllern.

*She loves you, yeah, yeah*, dudelte es aus dem Apparat, der auf dem Schreibtisch beim Fenster stand, doch an diesem Morgen schien die Radiomusik nicht zu fruchten. Marie blieb liegen und zog sich mit einem unwilligen Laut die Decke über den Kopf.

»Hoch mit dir, Schlafmütze!« Helene zupfte an der Bettdecke, bis der helle Lockenschopf wieder sichtbar wurde. »Zeit für die Schule!«

»Ich bin krank«, tönte es dumpf zwischen den Laken hervor.

»Was fehlt dir denn?«

»Ich glaub, ich hab Fieber.«

Helene fühlte ihr die Stirn. »Keine Spur«, stellte sie fest. »Nun mach schon, raus aus den Federn!«

»Ich hab Kopfwegh. Und Bauchwegh.«

Helene rechnete kurz nach. Marie bekam seit ein paar Monaten ihre Periode, und an jenen Tagen hatte sie wie viele junge Mädchen nicht zu knapp mit Unterleibsschmerzen zu kämpfen. Aber bis es wieder so weit war, dauerte es noch mindestens anderthalb Wochen, das konnte es also nicht sein.

Sie setzte sich auf den Rand von Maries Bett und strich sanft über die Decke. »Was ist los, Schätzchen?«

»Lass mich einfach nur in Ruhe, ja? Ich will nicht aufstehen. Mir geht es nicht gut. Ich kann heute auf keinen Fall zur Schule.«

Helene runzelte die Stirn. Mit einem Mal ahnte sie, woher die ungewohnte Aufmüpfigkeit kam. »Schreibt ihr zufällig eine Deutscharbeit?«

Ihre Tochter war eine sehr gute Schülerin, sie stand in allen Fächern zwischen eins und zwei, und das Lernen fiel ihr für gewöhnlich spielend leicht. Doch in der letzten Zeit hatte sie zunehmende Schwierigkeiten im Deutschunterricht. Mit Beginn der Quarta waren die Unterrichtsinhalte anspruchsvoller geworden, womöglich lag es daran. Allerdings vermutete Helene, dass Maries

Widerwillen vorwiegend mit der neuen Klassenlehrerin zusammenhing. Diese Frau Buschmann war noch nicht lange an der Schule, Helene hatte sie erst einmal gesehen, auf dem Elternabend im vergangenen Halbjahr, wo der Direktor sie kurz vorgestellt hatte. Die vorherige Deutschlehrerin hatte aufgehört – sie hatte ein Kind bekommen.

Seitdem hatten Maries Leistungen in Deutsch und Geschichte – dem anderen Fach bei Frau Buschmann – deutlich nachgelassen. Und sie war nicht die Einzige, wie Helene aus Gesprächen mit mehreren Müttern wusste. Angeblich gebärdete sich die neue Klassenlehrerin im Unterricht wie ein veritabler Drachen, herrisch und herablassend, teilweise gar beleidigend. In der letzten Deutscharbeit hatte Marie eine Drei minus bekommen, garniert mit einem niederschmetternden Vermerk in roter Tinte: *Fehlinterpretation! Miserabler Ansatz! Nur wegen fehlerfreier Rechtschreibung gerade noch befriedigend.*

Helene fand an Maries Textinterpretation von *Pole Poppenspärer* nicht viel zu bemängeln, ihrer Meinung nach hätte es durchaus für eine bessere Note gereicht, aber sie kannte ja den Klassenschnitt nicht.

»Du hast zwei Möglichkeiten«, teilte sie ihrer Tochter mit. »Entweder du gehst zur Schule und schreibst die Arbeit mit. Oder *ich* gehe hin und rede mit Frau Buschmann, um herauszufinden, wieso du neuerdings diese Probleme hast.«

»Das machst du *nicht!*« Marie setzte sich ruckartig im Bett auf und starrte Helene entrüstet an.

»Soll ich etwa tatenlos zusehen, wie der Deutschunterricht dich krank macht?« Das war keineswegs bloß so dahingesagt, und ebenso wenig war es nur ein taktisches Manöver, damit Marie zur Schule ging. Tatsächlich war Helene entschlossen, baldmöglichst mit besagter Frau Buschmann zu sprechen, um sich ein persönliches Bild von dieser Lehrerin zu machen. Und um

zu ergründen, was sie selbst tun konnte, damit ihr Kind wieder Freude am Lernen hatte. In *allen* Fächern, auch in diesem.

»Du schaffst das schon«, munterte sie ihre Tochter auf. »Willst du dich etwa von einer einfachen Deutscharbeit unterkriegen lassen?«

Grummelnd rang sich Marie dazu durch, doch noch aufzustehen. Sie verschwand im Bad, und Helene ging zurück in die Wohnküche, wo Großtante Auguste inzwischen das Frühstück hergerichtet hatte. Helene schenkte ihnen beiden Kaffee nach und widmete sich wieder der *FAZ*, diesmal, um richtig darin zu lesen.

In Innsbruck waren gerade die Olympischen Winterspiele zu Ende gegangen. Das Traumpaar im Eiskunstlauf, Marika Kilius und Hans-Jürgen Bäumler, hatte wider alle Erwartung keine Goldmedaille errungen, sondern sich mit Silber begnügen müssen – das Fernsehen hatte am Vortag schon eine Zusammenfassung gebracht.

In Wiesbaden war ein kleiner Junge entführt worden, mittlerweile war eine Lösegeldforderung eingegangen. Von dem Kind fehlte jedoch nach wie vor jede Spur. Helene hatte einen Kloß im Hals, als sie den Bericht las, denn sie hatte eine recht genaue Vorstellung davon, wie den Eltern jetzt zumute war. Nur allzu deutlich erinnerte sie sich an die Zeit vor vier Jahren. Die quälenden Monate, die sie in der Isolationshaft verbracht hatte. Keiner hatte ihr sagen wollen, was mit ihrem Kind geschehen war. Mit absichtlicher Grausamkeit hatte man ihr jede Information über Marias Verbleib vorenthalten.

Wochenlang hatte sie immer wieder flehen und betteln müssen, bis der Vernehmungsbeamte es ihr im Laufe eines der endlosen Verhöre schließlich doch noch erzählt hatte. Ganz beiläufig, in einem belanglos klingenden Nebensatz. So, wie er ihr auch mitgeteilt hatte, dass ihr Mann gestorben sei – als wäre es reiner Zufall und nicht weiter von Bedeutung.

Marie kam fertig angezogen in die Küche und setzte sich mit mürrischem Gesichtsausdruck zu ihr und Auguste an den Tisch. Helene faltete die Zeitung zusammen und legte sie zur Seite. Aufmerksam betrachtete sie ihre Tochter. Das frische junge Gesicht, das sorgsam zurückgekämmte und von einem Stirnreif gehaltene Lockenhaar, das ebenso ungebärdig war wie ihr eigenes. Jeder sagte, Marie gleiche ihr wie ein Ei dem anderen. Zwischen ihnen beiden bestand tatsächlich eine unübersehbare Ähnlichkeit, auch vom Körperbau her – die zartgliedrige Statur, der hohe Wuchs, die langen Beine.

Aber Marie hatte auch einiges von Jürgen, etwa die silbergrauen Augen oder die angedeutete Kerbe im Kinn; sein offenes Lachen, seine Art, den Kopf zur Seite zu legen und dabei die Nase zu krausen, wenn er etwas seltsam fand. In solchen Momenten glich sie ihrem Vater so sehr, dass es Helene manchmal den Atem verschlug. Dann erfasste sie wieder dieser ohnmächtige Kummer, weil Jürgen sein Kind nicht aufwachsen sehen konnte.

Ihre Trauer um ihn hatte sich im Laufe der Zeit zu einem unterschwelligem Gefühl des Verlusts abgemildert, sie empfand sein Fehlen nicht mehr wie eine offene Wunde, die bei jeder Berührung wehtat. Geblieben war jedoch das schmerzliche Bewusstsein, dass ihr Kind den innig geliebten Vater verloren hatte, das Leben in einer intakten Familie, in der es geborgen und sicher war. Das hatte die Stasi Marie genommen. Dieses Leid, das man ihrem Kind zugefügt hatte, hing immer noch wie ein unsichtbarer Schleier über den letzten Jahren. Der traumatische Heimaufenthalt, dann die Monate voller zermürbender Ungewissheit bei ihrem Großvater, zuletzt die lebensgefährliche Flucht – es grenzte schon an ein Wunder, dass das Kind diese Zeit offenbar ohne dauerhafte psychische Schäden überstanden hatte.

Mechanisch biss Helene von ihrem Marmeladenbrötchen ab und legte es zurück auf den Teller.

Der Appetit war ihr vergangen, wie so oft, wenn sie an damals zurückdachte. Mit gespielter Fröhlichkeit fragte sie Marie, ob sie nicht Lust hätte, mal wieder ins Kino zu gehen, da seien sie doch schon länger nicht gewesen.

Marie zuckte verdrossen mit den Schultern, ließ sich dann aber immerhin zu einer Gegenfrage herab. »Was läuft denn gerade?«

Helene nannte aufs Geratewohl den Film, der ihr vorhin in einer Werbeanzeige im Kulturteil der Zeitung aufgefallen war. »Ein neuer James Bond. *Liebesgrüße aus Moskau*.«

Maries Miene hellte sich auf. »Oh! Mit Sean Connery?«

»Ich glaube schon.«

»Da würde ich *sehr* gerne reingehen!«

Helene lächelte ihre Tochter an. »Fein, abgemacht. Dann haben wir für Samstag was Schönes vor.«

Auguste reichte Marie ein säuberlich in Butterbrotpapier eingewickeltes Brötchen. »Da, bitte sehr, für die große Pause. Mit Schnittkäse, wie du es am liebsten magst.«

»Danke schön, Omili!« Marie strahlte die alte Dame an. Zwischen den beiden hatte von Anfang an eine ungetrübte Zuneigung geherrscht. Auguste vergötterte das Mädchen geradezu und las ihm jeden Wunsch von den Augen ab. Marie wiederum hing in kindlicher Inbrunst an der alten Frau und nannte sie zärtlich *Omili* – ein Vorschlag, der von Auguste gekommen war; sie sei zwar nur Maries Urgroßtante, aber es wecke so zauberhafte Erinnerungen in ihr, da sie selbst ihre Großmutter immer so genannt habe. Marie hatte nicht das Geringste dagegen. Ihre eigenen Großmütter hatte sie nie kennengelernt, da beide früh verstorben waren.

Helene begleitete Marie zur Wohnungstür und gab ihr zum Abschied einen Kuss auf die Stirn. »Mach's gut, Schätzchen! Und keine Sorge wegen der Arbeit – du schaffst das schon! Ich drück die Daumen!«

Marie verzog ein wenig kläglich das Gesicht, dann schulterte sie ihren Schulranzen und sprang leichtfüßig die drei Stufen bis zur Haustür hinunter. Unten wandte sie sich noch einmal um und schaute stirnrunzelnd zu Helene hoch. »Du willst doch nicht ernsthaft mit der Buschmann über mich reden, oder?«

»Falls du befürchtest, dass sie dir dann noch schlechtere Noten verpasst – das wird nicht passieren.«

Marie wirkte nicht überzeugt. »Woher willst du das wissen?«

»Weil ich selbst unterrichte und mich mit solchen Gesprächen auskenne«, erwiderte Helene gelassen.

Marie machte keinen Hehl aus ihrem Unbehagen. »Mir wär's ehrlich gesagt lieber, wenn du damit noch bis zum Ende des Schuljahres wartest, Mama. Das ist heute sowieso die letzte Deutscharbeit vor den Zeugnissen.«

Helene gab nach. »Na schön. Wenn du es unbedingt möchtest.«

Tatsächlich neigte das Schuljahr sich dem Ende zu. Es war bereits Mitte Februar, und die Versetzungszeugnisse würde es wie üblich vor den Osterferien geben. Falls Marie allerdings davon ausging, in der Mittelstufe eine neue Klassenlehrerin zu bekommen, täuschte sie sich. Auf diese Weise würde sich das Problem leider nicht in Luft auflösen: Die Buschmann würde der Klasse auch in der Untertertia erhalten bleiben, der Direktor hatte es auf dem Elternabend kurz erwähnt. Womöglich war das den Kindern noch gar nicht offiziell mitgeteilt worden.

Helene verkniff sich jedoch eine Bemerkung darüber. Sie winkte Marie noch ein letztes Mal zu, dann ging sie zurück in ihr Zimmer, um sich ebenfalls für die Schule fertigzumachen.

\*

In den folgenden Stunden kam sie nicht mehr dazu, sich gedanklich mit Maries Schulproblemen zu befassen. Wie es

aussah, hatte sie plötzlich selbst welche: Ohne Vorankündigung war ein Ministerialbeamter in ihrer Klasse aufgetaucht! Volle vier Unterrichtsstunden lang hatte er mit ernster Miene auf einem Stuhl hinten an der Wand gesessen und sich Notizen gemacht. Am Ende war ihr Unbehagen in jähe Sorge umgeschlagen – er hatte sie zu einer persönlichen Besprechung ins Dienstzimmer des Rektors gebeten! Und hier saß sie nun und war gefasst auf alle möglichen Vorhaltungen.

Der Rektor war ebenfalls anwesend. Er hatte einen zweiten Stuhl neben seinen geschoben, und Helene saß den beiden Männern auf der Besucherseite des Schreibtischs gegenüber, mit durchgedrückten Schultern und nervös ineinander verschlungenen Händen.

»Sie wirken ein wenig angespannt, Frau Werner«, meinte der Rektor. »Mir scheint, Sie haben noch gar keine Vorstellung von dem, was hier besprochen werden soll.«

»Ich ... ähm, nein. Die habe ich in der Tat nicht.«

Der Ministerialbeamte räusperte sich. »Nun ja, ich hatte noch nichts durchblicken lassen, aber jetzt sitzen wir ja hier zusammen, um darüber zu sprechen, nicht wahr?«

»Worüber?«, platzte es aus Helene heraus.

»Über ihre Versetzung.«

»Versetzung?«, echote sie. So schlimm war es also. Ihr Unterricht war diesem Ministerialen ein Dorn im Auge. Irgendwer hatte sie angeschwärzt, vielleicht jemand von den Eltern. Da gab es einige, denen sie als Lehrerin suspekt war. Zu neuomodisch für eine altehrwürdige Volksschule, zu wenig dem traditionellen Rollenbild von Mann und Frau verpflichtet. Das fing bei gemeinsamen Sportübungen in den mittleren Klassen an und setzte sich über ihre unorthodoxe Auswahl der Deutschlektüre fort, bis hin zu den manchmal unkonventionellen Themen im Sachunterricht. Es schmeckte längst nicht allen, wie sie den Unterrichtsstoff aufbereitete.

»Eine Versetzung an Ihre frühere Schule in Kirchdorf«, erläuterte der Ministerialbeamte.

Helene sank die Kinnlade herab. Der Mund blieb ihr offen stehen. Sie brauchte ein paar Schrecksekunden, um sich zu fassen. »Nach Kirchdorf?«, vergewisserte sie sich schließlich. Ihre Stimme klang rau vor Emotionen. Ungezählte Fragen schwangen darin mit.

Der Ministerialbeamte schien einzusehen, dass er sie mit seiner umständlichen Art auf die Folter spannte, und er beeilte sich, sie endlich umfassend zu informieren.

»Die Schule in Kirchdorf bedarf dringend einer neuen Leitung. Der bisherige Rektor ist vor vier Wochen in Pension gegangen.«

»Meinen Sie Herrn Wessel?«, fragte Helene entgeistert.

Der Beamte blätterte in seinem Notizbuch, in das er auch während Helenes Unterricht seine Anmerkungen eingetragen hatte. »Ganz recht, sein Name ist Wessel, inzwischen ist er aus dem Ort weggezogen. Davor hat er sich jedoch in wiederholten Eingaben dafür starkgemacht, Sie an die Schule zurückzuholen – als seine Nachfolgerin für die Schulleitung. Seit seinem Ausscheiden ist die Rektorenstelle vakant. Übergangsweise ist eine altgediente Lehrerin eingesprungen, eine Frau ...« Erneutes Blättern.

»Fräulein Meisner«, half Helene ihm auf die Sprünge.

»Richtig. Fräulein Meisner. Doch sie will den Posten nicht und hat ebenfalls darum nachgesucht, unbedingt Sie als Rektorin einzusetzen. Mit insgesamt drei Eingaben in ebenso vielen Monaten. Eine weitere Empfehlung kam von dem früheren Rektor, einem Herrn ...« Diesmal reichte ein kurzer Blick in die Notizen. »Winkelmeyer. Zusätzlich gab es ein befürwortendes Schreiben des örtlichen Bürgermeisters, Herrn Brecht. Nach alledem scheint man sich einig darüber zu sein, dass Sie zur Leitung dieser Dorfschule geeignet sind. Nachdem ich heute Gelegenheit hatte, Ihrem Unterricht beizuwohnen, neige ich dazu, diese Einschätzung zu teilen.« Er hielt kurz inne, um dann

einschränkend hinzuzufügen: »Auch wenn mir persönlich Ihre Methoden vielleicht eine Spur zu ... modern vorkommen. Doch Ihre früheren Kollegen scheinen Sie damit überzeugt zu haben. Und es entspricht ja auch der derzeitigen landespolitischen Linie, ganz egal, was ich selbst davon halten mag.«

»Vielen Dank«, sagte Helene, die nicht recht wusste, ob sie sich über diese Art von Lob freuen sollte.

Der Rektor, der bisher schweigend dagesessen hatte, meldete sich ebenfalls zu Wort. »Hier an unserer Schule wissen wir ebenfalls schon seit einer Weile, dass Frau Werner eine äußerst versierte und beliebte Lehrerin ist.«

Für Helene klang es so, als wollte er in Wahrheit Einwände gegen ihre Versetzung erheben, schließlich müsste dann jemand Neues her, der ihre Stelle übernahm. Neue Lehrkräfte bedeuteten erhöhten Aufwand, man wusste vorher nie, wer da kam. Manche wurden selten krank, andere ständig, so wie etwa Fräulein Meisner, die während Helenes Zeit an der Kirchdorfer Schule durch ihr häufiges Fehlen regelmäßig alle Unterrichtspläne durcheinandergebracht hatte.

Der Ministerialbeamte räusperte sich. »Wären Sie mit dieser Versetzung auf eine Stelle als Rektorin in Kirchdorf einverstanden?«

Eine Flut von Empfindungen brach bei dieser unverblühten Frage über Helene herein. Sie konnte unmöglich nach Kirchdorf zurück! Nicht nach diesem Debakel mit Tobias! Was für eine Situation würde sie heraufbeschwören, wenn sie auf einmal wieder da wäre!

Aber irgendwas musste sie wohl oder übel antworten. Hilflös suchte sie nach Worten. Mit einiger Erleichterung fiel ihr ein, dass sie zunächst mal ein paar Gegenfragen stellen könnte.

»Ab wann wäre das denn überhaupt?«

»Zu Beginn des neuen Schuljahres. Ich sagte ja, die Stelle ist schon seit Monaten vakant.«

Schon so bald! Helene schluckte.

»Bis dahin hätten Sie immerhin noch fast zwei Monate. Zeit genug, um einen Umzug zu organisieren. Wie ich hörte, lebt Ihr Vater in Kirchdorf, folglich haben Sie dort bereits Familienanschluss. Davon abgesehen ist laut den Bekundungen von Bürgermeister Brecht schon für eine angemessene Dienstunterkunft gesorgt. Die Hauptwohnung im dortigen Lehrerhaus steht leer und soll im Laufe des Schuljahres hergerichtet werden.«

Helene wusste, wovon er sprach, denn sie hatte seinerzeit selbst ein Zimmer in besagtem Lehrerhaus bewohnt. Die Hauptwohnung lag im Parterre; drei Zimmer, Küche, Bad, alles sehr geräumig, und ein Stück Garten gehörte auch noch dazu. Früher hatte Rektor Winkelmeier mit seiner Gattin dort gelebt, und nach ihm war Herr Wessel von seinem Einzelzimmer in der oberen Etage in die Hauptwohnung gezogen, obwohl er alleinstehend war. Er hatte, wie er Helene einmal anvertraut hatte, einfach keine Lust mehr gehabt, sich mit Fräulein Meisner, die ebenfalls ein Zimmer im Obergeschoss bewohnte, über die Putz- und Nutzungspläne von Bad und Treppenhaus herumzustreiten.

»Vielleicht braucht Frau Werner ein wenig Bedenkzeit«, warf der Rektor ein - nach Helenes Gefühl nicht ganz uneigennützig. Bestimmt hoffte er, dass sie nicht aus Frankfurt weg wollte. Ein paar Wochen nach ihrem Dienstantritt im vergangenen Jahr hatten sie sich einmal länger persönlich unterhalten, unter anderem über die Unterschiede zwischen Dorf- und Stadtschulen. Helene hatte erwähnt, wie sehr sie die überschaubaren Klassengrößen und die sauberlich eingeteilten Unterrichtsinhalte an ihrer neuen Arbeitsstätte zu schätzen wisse - was die Wahrheit war. In einer städtischen Schule brauchte man nicht damit zu rechnen, plötzlich drei oder gar vier Jahrgangsstufen auf einmal vor sich zu haben und beim Stoff entsprechend improvisieren zu müssen. Was das betraf, so herrschte in den ländlichen Gegenden wegen des

Tobias schlang einen Arm um sie. »Gewöhn's dir nicht ab. Es ist eine wichtige Eigenschaft. Und du brauchst sie ja noch.«

Damit hatte er wohl recht. Diese eine Neuigkeit hatten sie Auguste vorhin nicht erzählt, denn außer ihnen beiden wusste es noch keiner. Es war sozusagen ganz frisch; das Ergebnis des Schwangerschaftstests – Tobias hatte ihn selbst durchgeführt – war erst am Vortag aus dem Labor gekommen. Doch die Anzeichen waren schon vorher unverkennbar gewesen, Helene wurde schließlich nicht zum ersten Mal Mutter.

Sie hatten es nicht etwa forciert, sondern es lediglich darauf ankommen lassen. Wobei der Unterschied aber sicher kein großer war. Rückblickend hätte Helene gar nicht sagen können, wann sich ihre Einstellung dazu gewandelt hatte. Ihr innerer Widerstand war einfach nach und nach geschmolzen. Und irgendwann war sie auf einmal dagewesen, diese schwer zu erfassende, unbestimmte Sehnsucht.

An Tobias hatte es sicher nicht gelegen, er hatte weder vor noch nach ihrer Hochzeit je wieder davon gesprochen. Für ihn hätte sich das Thema genauso gut erledigt haben können, es hatte in keiner Weise mehr zwischen ihnen gestanden.

Vielleicht, so resümierte Helene, hatte ihr Sinneswandel an dem Tag eingesetzt, als sie zum ersten Mal Isabellas Baby im Arm gehalten hatte. Dieses zauberhafte kleine Mädchen, das seine Eltern vor Glück leuchten und an die Liebe glauben ließ. Da war auf einmal dieses Gefühl in ihr aufgekeimt, ebenjene Sehnsucht, die uralt und immer wieder neu war, genau wie das Leben selbst.

Natürlich würde es nicht leicht werden. Sie hatte einen anspruchsvollen Beruf und wollte ihn nicht aufgeben. Die organisatorischen Schwierigkeiten würden nicht auf sich warten lassen, und an der einen oder anderen Stelle würden Tobias und sie bestimmt auch improvisieren

müssen. Aber das Wichtigste dabei war, dass sie beide an einem Strang zogen, und das taten sie. Im Übrigen vertraute sie auf das altbekannte Sprichwort, wonach nur derjenige gewinnen konnte, der auch was wagte. Sie würde es auf sich zukommen lassen und es angehen, Schritt für Schritt. Gott hatte die Welt schließlich auch nicht an einem einzigen Tag erschaffen.

Bei dem Gedanken musste sie schmunzeln.

Tobias drückte sie fester an sich. »Woran denkst du?«

»An einen kleinen Jungen aus der Schule, der mir mal die Schöpfungsgeschichte erklärt hat.«

»Klingt so, als wäre er ein ziemlich aufgewecktes Kerlchen.«

»Das ist er auch. Nach den Ferien geht er aufs Gymnasium.«

Der Wind fuhr ihr ins Gesicht, und unwillkürlich blickte sie in die Ferne. Aus der erhöhten Perspektive fiel ihr auf, wie sehr das Gesicht der Stadt sich in den letzten Jahren verändert hatte. Immer mehr Hochhäuser wuchsen empor, eins nach dem anderen, es sah aus wie ein Versprechen für Wohlstand und Wachstum, so als wollten sie sagen: Die Zukunft gehört uns, und sie ist sicher.

Helenes Gedanken wanderten zurück nach Berlin, zerrissene Stadt in einem zerrissenen Land, nur geeint durch die gemeinsame Kriegsangst und die Hoffnung auf eine bessere Zeit.

Niemand wusste, wohin der Weg eines Tages noch führte. Es war, als ruhte die Welt in zwei Hälften geschnitten auf einer Waagschale, die sich nach beiden Seiten neigen konnte.

Es würde gut gehen, solange jeder Einzelne für sich entschied, in die Richtung voranzuschreiten, die von Menschlichkeit vorgezeichnet war. Denn dort lag die Zukunft, die man für sich und seine Kinder wollte und in der das Leben die Träume der Vergangenheit erfüllte.

## NACHWORT

Eigentlich hatte ich hier wie üblich die Beweggründe erläutern wollen, die mich zum Schreiben dieses Romans motiviert haben, aber angesichts der aktuellen Ereignisse erscheint mir das von untergeordnetem Interesse, ja fast banal. Während ich diese Zeilen schreibe, hält die Welt den Atem an, weil es in Europa einen neuen Krieg gibt. Es fällt schwer, in dieser Situation zur Tagesordnung überzugehen, deshalb möchte ich mich hier auf kurze Danksagungen beschränken, namentlich an

- Anna für das wie immer tolle Lektorat
- Stefanie für die Vorbereitung und Finalisierung des gesamten Projekts
- Gabi für Rhöner Platt und Informationen aus dem Landleben
- Christoph für die medizinische »Begutachtung«
- Kerstin, Katharina und Sabine für unsere wöchentlichen »Montags-Calls«
- Kerstin für die unermüdliche Aufmunterung in der Endphase des Manuskripts.

Und last but not least danke ich wie immer meiner Familie. Ihr seid mein Leben.

Für alle, die Band 1 nicht gelesen haben, hier noch der Hinweis, dass die im Roman vorkommenden Ortschaften Kirchdorf und Weisberg fiktiv sind. Dasselbe gilt für die handelnden Figuren; etwaige Ähnlichkeiten oder

Übereinstimmungen mit realen Personen wären reiner Zufall.